

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Nibel.

(Schluß.)

Während Frau Irmgard die zugend ihr entgegentretende liebliche Jungfrau mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme schloß, standen die mitgekommenen Zeugen des Wiedersehens, Meinrad Schlicht und Walburga von Rosenstein, wie von Überraschung gelähmt.

Mainrad griff sich mit beiden Händen nach dem Halse, als spüre er dort eine wirrende Faust und keuchend rang es sich von seinen Lippen:

„Ist das die Wahrheit, Friedegund — die lautere Wahrheit? Mein Trudelein ist dieser Edlen, Frau Irmgards und Herrn Ottosars Tochter — soll nicht das Kind von meiner Hildrun sein?“

„So wahr mir Gott in meiner letzten Stunde helfe, Meinrad Schlicht, es ist die Wahrheit!“ erwiderte die Alte. „Das Kindlein Eurer armen Hildrun ist am gleichen Tage, als Eure Tochter im Kloster unster lieben Frau ein Obdach suchte, des Todes verblieben. Da gaben die frommen Schwestern Eurer Tochter Frau Irmgards Kind an Kindesstatt, damit es sicher sei vor Hans von Rosenstein. Dem Ritter aber ward gemeldet, daß die kleine Friedlinde dahingegangen sei, die ich tags zuvor dem Kloster übergeben.“

„So ist mein liebes Trudelein die Schwester des edlen Heinz von Horn?“ rief Walburga von Rosenstein mit fliegendem Atem, indem sie die alte Friedegund am Arm faßte. „O jetzt versteh' ich alles — weiß den Grund von seinem rätselhaften Gebären — für seine Schwester hielt er mich!“

Bestätigend nickte die Alte der Erregten freundlich zu und erwiderte:

„Hab' wohl gemerkt, daß ihm das Herz fast brach vor Leid, dem lieben Heinz, hat mir in tiefster Seele wehgetan. Doch durst' ich meinen heiligen Eid nicht brechen und mußte schweigen. Der Mutter nur durfte ich

das Geheimnis offenbaren. Der Herr hat alles wohl gesügt — ihm laßt uns danken!“

Zum ersten Male wieder seit länger als zwei Jahrzehnten lag das Trudelein, oder, wie wir die liebliche Waldblume jetzt nennen müssen, Friedlinde von Horn, an der Mutter Herzen. Ein seliges Empfinden durchströmte die Jungfrau. Ihr war, als hätte sie während ihres ganzen jungen Lebens diese Stunde ersehnt,

als wäre ihr jetzt die Offenbarung darüber geworden, warum es stets wie fernes, verlorenes Glöckchenläuten, unklare, traute Erinnerungen auslösend, in ihrem Innern getönt hatte. Jetzt verstand sie die geheimnisvollen Stimmen, die sie umflüstert, wenn sie träumend im majestätischen Dome des Waldes dahingewandelt war — das höchste Glück hatten sie ihr verheißen, was es für das Menschenherz auf dieser Erde geben kann: das Glück, eine Mutter zu besitzen und geborgen in ihren Armen zu ruhen.

In trunkenen Seligkeit ruhten Frau Irmgards Blicke auf dem lieblichen Antlitz der Tochter — das überwältigende Glück hatte sie der Sprache beraubt und nur stammelnde, zärtliche Laute waren es, unter welchen sie die Wiedergefundene immer wieder in die Arme schloß. Geräumige Zeit dauerte es, bis sie ihre Fassung so weit wieder errungen hatte, um der alten Friedegund ihren innigsten Dank auszudrücken und Meinrad Schlicht, den sie sofort wieder erkannte, auf das herzlichste zu begrüßen. Die alte Friedegund aber nahm Walburga von Rosenstein an der Hand und führte sie Frau Irmgard mit den Worten zu:

„Und hier, geliebte Herrin, bring' ich Euch die zweite Tochter! Walburga, die Edle von Rosenstein, die man die wilde Burga nennt. Sie half den raschen Sieg erwirken — nach ihr sehnt sich Euer lieber Heinz mit seinem ganzen Herzen, doch wähet er, daß sündig sein

Begehren sei, weil er die Jungfrau für die eigne Schwester hält!“

Schon bei den ersten Worten Friedegunds hatte Frau Irmgard die errötende Walburga in die Arme geschlossen.



Şükrî-Paşa, Oberbefehlshaber der türkischen Kantajusarmee. (Mit Text.)

„Ihr seid die Jungfrau von dem Rosenstein, die Heinz für die verlorene Schwester hält? O jetzt versteh' ich alles! Wegen seiner Liebe zu Euch, der Holden, war sein ganzes Wesen verwandelt, von des Trübfinns Wolken umflort. Daß dich umarmen, holdes Kind — sei mir von ganzem Herzen als liebes Tochterlein willkommen!“

Als wären sie der Außenwelt entrückt, schwand den Glücklichen mit Fragen, Beteuerungen und Erklärungen die Zeit dahin. Erst als draußen vor dem Tore das Stimmengewirr einer zahlreichen Menschenmenge vernehmbar ward und immer näher kommende Trommetentöne erklangen, schreckten sie empor. „Platz dem Könige!“ — „Raum für Herrn Rudolfs Herrlichkeit!“ hörte man jetzt draußen rufen und gleich darauf wurde das Tor weit aufgerissen, um einen glänzenden Zug reich gewandeter Edelleute, geharnischter Ritter und deren Gefolge einzulassen. An der Spitze desselben schritt ein hoher Mann in einfachem Lederkoller mit breitem Langschwert an den Hüften, der wohl von Jedermann für einen einfachen Reitersmann gehalten worden wäre, hätte nicht in seiner ganzen Erscheinung, besonders in dem ausdrucksvollen Gesicht mit der mächtigen Adlernase und den feurig blitzenden Augen etwas Gebietendes gelegen und wäre ihm nicht von den ihm folgenden Rittern und Edlen mit der tiefsten Ehrfurcht begegnet worden. Trotz seines unscheinbaren Gewandes erkannte man in ihm sofort den gewaltigen Herrscher des deutschen Reiches, König Rudolf von Habsburg, wenn dies auch die ihn umbräunenden Rufe der Menge: „Heil König Rudolf!“ — „Heil dem Friedensbringer!“, nicht verraten hätten. An seiner Rechten führte der König einen blondlockigen, geharnischten Ritter — den Feldhauptmann Heinz von Horn, den Besieger der Burg Rosenstein. Ihm ward zum Lohn für seine Tapferkeit die hohe Ehre zuteil, von dem Herrscher selbst in die Arme der hartenden Mutter geführt zu werden.

Frau Irngard sah von allen den sich nähernden, glänzenden Gestalten nur den geliebten Sohn und eilte ihm mit einem Freudenrufe entgegen. Erst als sie ihn umarmt, geküßt, und sich überzeugt hatte, daß er heil und gesund zurückgekehrt war, wendete sie sich an den in sichtlicher Bewegung verharrenden, milblächelnden Herrscher. Sich erschrocken über dessen ihr gereichte Rechte verneigend und sie küßend, stammelte sie:

„Vergebt dem Mutterherzen, hoher Herr, daß ich die schuldige Ehrfurcht gegen Euch vergaß!“

„Der Mutterliebe heil'ge Rechte stehen höher denn meine königliche Macht, Frau Irngard!“ entgegnete der Herrscher mit gnädigem Lächeln. „Euren Sohn, den ruhmreichen Sieger, ich führ' ihn selbst zurück in Eure Arme und sag' Euch meinen königlichen Dank, daß Ihr dem Deutschen Reiche einen Helden wie Heinz von Horn geboren habt!“

„Zuviel des Glücks stürmt ein auf mich zu dieser Stunde!“ sagte Frau Irngard bebend. „Ihr selbst, mein Herr und König, nahet mir und überhäuft den Sohn mit hohen Ehren. Die Sehnsucht meines Mutterherzens nach vieler Jahre trüber Leidenszeit, sie ist gestillt, denn die verlorne Tochter ward mir wiederum gegeben! Ist alles dies ein Traum — ist's Wahrheit?“

Bei den Worten der Mutter war Heinz von Horn jäh zusammengefahren und hatte mit beiden Händen nach dem Herzen gegriffen. Man hörte seiner Stimme das ihn durchzitternde Bangen an, als er hastig die Frage hervorrief:

„Die Schwester, liebe Mutter — wo ist sie, meine Schwester?“

„Gib ihr den Bruderkuß, mein lieber Sohn!“ erwiderte Frau Irngard, indem sie die Hand der abseits stehenden, holderglühten Friedblinde ergriß und sie dem jungen Ritter zuführte.

Jetzt war der Augenblick für Heinz von Horn gekommen, sich zu fragen, ob er wache oder träume. Das völlig Unerwartete raubte ihm jegliche Fassung. Wie von einem schweren Alp befreit, fühlte er sich und ohne der Gegenwart seines königlichen Herrn zu achten, schrie er auf:

„Trudelein? Das Trudelein ist meine Schwester? So hat die Stimme meines Herzens nicht gelogen, die mich gemahnt, das holde Kind zu lieben!“

Und die Schwester in überwallender Zärtlichkeit an sich ziehend, fuhr er jubelnd fort: „O — dann wird alles gut — dann winket mir das höchste Glück auf Erden — dann — —“

Erschreckt hielt er inne. In des Königs Gegenwart mußte er seine Gefühle beherrschen. Zögernd sah er nach dem Gewaltigen. Doch dieser stand in eifrigem Gespräche mit den Edlen seines Gefolges und winkte jetzt gnädig herüber, als wolle er seinen Glückseligen ermutigen, ohne Rücksicht auf ihn das Glück der Stunde voll auszunutzen. Und Heinz wendete sich wieder zu den Seinen. Seine Blicke begegneten den strahlenden Augen Walburgas von Rosenstein, die ihm unendliches Glück verschießen. Er sah die alte Friedegund neben der Heißgeliebten stehen und wieder beschlich ihn banger Zweifel. Auf die Alte zuwendend und ihre beiden Hände erfassend, fragte er beschwörend:

„Doch ist es Wahrheit, liebe Friedegund? Nimmt Ihr vor Gottes Angesicht beschwören, daß keine Täuschung waltet? Walburga war in ihren ersten Kindertagen im Kloster unserer lieben Frau — ich sah das Muttermal an ihrem Halse — —“

„Das gleiche Mal, wie es Friedlinde trägt, mein lieber Junter Heinz,“ unterbrach ihn Friedegund lächelnd, „doch findet Ihr es bei der Schwester auf der rechten Seite! Und wahr ist's auch, daß meine liebe Burga ihre erste Kinderzeit im Kloster unserer lieben Frau verlebte. Das Kindlein ward von ihrem Vater, dem Ritter Hans von Rosenstein, den frommen Schwestern anvertraut, weil ihm der Tod die junge Gattin raubte! Nun wißt Ihr alles, lieber Junter Heinz — dürft Euer Schätzelein getroßt umhassen!“

Noch ehe Friedegund geendet hatte, fühlte sich Walburga von den Armen des Geliebten umschlossen. In seligem Vergessen der Außenwelt küßte Heinz der Jungfrau den Brautkuß auf die Lippen und stammelte wonnestrunklen:

„Was ich vom Herrn des Himmels einst ersehnt, als ich zum ersten Male dich holde gesehen — es ward mir gewährt: Die Krone der Schöpfung, sie ist mein eigen!“

Da legten sich zwei weisse Hände segnend auf die Häupter der Vereinten und Frau Irngards Stimme sprach zitternd:

„Der Himmel segne Euren Bund, geliebte Kinder, und schenke Euch in seiner Guld des Daseins höchstes Glück — die nie versiegende Liebe Eurer Herzen bis in die spätesten Lebensstage!“

Glückwünschende Zurufe ertönten jetzt von allen Seiten. Die Liebenden sahen auf.

Der König war wieder herangetreten und reichte ihnen, die sich ehrfurchtsvoll verneigten, die Rechte. In ungezwungen herzlicher Weise wünschte er dem Paar Glück zu dem geschlossenen Bunde und schloß frohgemut mit den Worten:

„Den schönsten Preis für deine Heldentaten hast du dir selbst gewählt, mein lieber Heinz von Horn! Steht nicht in meiner königlichen Macht, dir Schöneres zu bieten! Drum bleibe ich in deiner Schuld! Wenn je dein König es vermag, dir einen Wunsch des Herzens zu erfüllen — dann erinnere mich an diese Stunde!“

Da raffte sich Heinz von Horn aus seiner Versunkenheit empor und sank vor dem königlichen Herrn auf die Knie.

„So bitt' ich, hoher Herr, um eine Gnade!“ sagte er demütig. „Erbarnt Euch Ritter Haugs von Rosenstein und schenket ihm das Leben!“

Der König trat einen Schritt zurück. Über sein edles Antlitz flog es wie Mißmut, und mit gerunzelter Stirn fragte er hastig:

„Heinz von Horn, du bittest für den Mann, der freventlich Landfriedensbruch und Raub verübte in mehr denn hundert Fällen? Ermiffest du auch wohl, was du begehrst? Ich soll der rächenden Gewalt des heiligen Rechtes in die Arme fallen? Was ist dir Haug von Rosenstein? Warum ersiehst du für den Räuber Gnade, für ihn, der — —“

Der König hielt überrascht inne. Walburga war ebenfalls vor ihm auf die Knie gesunken und hob die gefalteten Hände zu ihm empor.

„Erbarnt Euch meines Bruders, hoher Herr!“ flehte sie in innigen Tönen. „Euch, dem Gewaltigen, gehört das Recht der Gnade — laßt dem Verblendeten zuteil sie werden!“

Herrn Rudolfs Züge wurden milder. Sinnend sah er einige Augenblicke in das edelschöne Antlitz der vor ihm Annienden, in deren Auge eine Träne glänzte und sagte dann langsam:

„Ihr seid die Schwester Haug von Rosensteins, die meinen Feldhauptmann und seine Mannen zum Siege führte? Doch wie — Ihr bittet für den Bruder? Ist es mir doch, als habe ich vernommen, daß Eure Brüder schändlich gegen Euch gehandelt, daß sie getrachtet, Euch des Erbteils zu berauben?“

„Vergebet Euren Feinden — gebietet uns der Heiland“, entgegnete die Jungfrau, immer noch kniend. „Wie sollt ich da dem eigenen Bruder nicht vergeben, wenn er in Nöten ist?“

Da neigte sich der Herrscher zu der Annienden herab, erfaßte ihre beiden Hände und sagte mild:

„Erhebet Euch! Die rechten Worte habet Ihr gewählt, um Eures Königs Herz zu rühren. Was ich mit meinem königlichen Worte Eurem künft'gen Gatten gelobte — es sei gewährt! Und sich emporrichtend und die Stimme erhebend, fuhr der Sprecher fort:

„Dem Ritter Haug von Rosenstein sei Gnade! Und daß es ein gleiches Recht für alle gilt, verkünde ich, daß alle, so mit Haug von Rosenstein gefangen wurden, nicht minder die anderen Übeltäter, deren Burgen wir gebrochen, kraft meiner Königsmacht begnadigt sind, sofern sie schwören, fernerhin getreu den Sagen des Rechts zu leben!“

„Heil König Rudolf — Heil dem Herrlichen, dem Gnadenreichen!“ erschallte es da aus dem Kreise der Umstehenden, und die sich vor den Thoren drängende Menge nahm die Rufe auf und wiederholte sie tausendstimmig.

Gnädig mit der Hand winkend, wartete der Herrscher, bis der

tosende Lärm sich gelegt hatte, dann wendete er sich wieder an das glückliche Paar:

„Euch Glücklichem aber verständig' ich meine Liebe! Mit Gottes gnäd'ger Hilfe haben wir dem Reiche den Frieden wiederum gegeben — erfreut Euch seiner an dem schönen Rhein, auf Reichenstein, der hochgetürmten Feste. Als Hochzeitgabe geb' ich sie hiermit zu Lehen dir, meinem lieben Heinz von Horn. Und führet mich die Fahrt zum grünen Rhein, dann halt' ich Einklehr auf Burg Reichenstein, um mich an Euer Herzen Glück zu freuen!“

In wortloser Freude neigten sich die Glücklichsten über die ihnen von dem gnädigen Herrscher gereichte Rechte. Und wortlos standen sie noch, als Herr Rudolf nach herzlichem Abschied von allen, unter den braulenden Heilrufen der Menge schon den Garten verlassen hatte. Dann aber ließen sie ihrem Jubel freien Lauf. Und voll seliger Freude stimmten Frau Irmgard und die wiedergefundene Friedblinde ein, während die alte Friedbegund mit gefalteten Händen aufwärts blickte, und Mainrad Schlicht sich vergeblich bemühte, sein Herzeleid darüber zu verbergen, weil er sein geliebtes, vermeintliches Enkelkind, sein Trudelein verlieren sollte. Und als wünschten sie den dort unten sich umarmenden Menschenkindern alles Glück, schmetterten die Frühlingsländler von den Zweigen der mächtigen Ulmen und Eichen herab ihre fröhlichsten Weisen. — — —

Unsere Erzählung ist zu Ende. Heinz von Horn zog mit seinem lieben, ihm in Gegenwart des Königs angetrauten jungen Weibe nach dem Rhein, auf die stattliche, am Ausgang des felsigen Morgenbachtals gelegene Burg Reichenstein, wo ein reines Glück mit dem jungen Paare Einklehr hielt und dauernd weilte. Die alte Friedbegund, deren Gatte Wolf Jiebrand einer bei der Erstürmung der Burg erhaltenen Wunde erlegen war, begleitete sie, während Meinrad Schlicht seine Höflichkeit verließ und mit Frau Irmgard und deren Tochter Friedblinde nach der Burg Reichenstein benachbarten Feste Fürstenberg übersiedelte, da er sich für den Rest seiner Tage nicht von seinem geliebten Trudelein trennen wollte. Ritter Haug von Rosenstein aber war wie die meisten der überwundenen und gefangenen schwäbischen Edelleute als Dienstmann in das Heer des Königs eingetreten, und hat bis zu seinem Lebensende den Schwur der Treue, den er bei seiner Bequädigung dem Herrscher geleistet, getreulich gehalten. Seine in Trümmern gelegte Burg ist nicht wieder aufgebaut worden; noch heute starren ihre mächtigen Ruinen auf dem von Rosen umrankten Felsen, an die Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe mahnend, empor, umweht von dem Hauch der in diesen Blättern niedergeschriebenen Sage.

Lebe wohl, du mein flandrisch Mädchen.

Erzählung von M. v. Bucholtz. (Nachdruck verb.)

Magda saß, pünktlich wie immer, an dem Frühstückstisch der kleinen Fremdenpension, in der es seit Ausbruch des Krieges recht leer geworden war. Kein Wunder! Wer mochte in dieser Zeit noch an Vergnügungsreisen denken? Nur sie, die kein Heim besaß, und zwei junge Studentinnen, die sich mit Feuereifer auf ihr Examen vorbereiteten, waren zurückgeblieben. Aber Studenten sind keine Frühaufsteher.

Das junge Mädchen, eine der eifrigsten und tätigsten Helferinnen beim „Roten Kreuz“, sah heute versunken und träumerisch vor sich hin. Ihr fehlte die alte Frische und Spannkraft, die sie sonst auszeichnete und die sie auch schwere Arbeit spielend überwinden ließ. Was war das? Sie schüttelte über sich selbst verwundert den braunen Kopf. War das etwa doch die Rückwirkung der anstrengenden Wochen, die bereits hinter ihr lagen, oder — gar eine leise, geheime Furcht vor dem heutigen Nachmittage? Empfiand sie Angst vor den kommenden Stunden? —

Magda, die ein schönes, musikalisches Talent besaß, hatte dies auch in den Dienst der guten Sache gestellt und der Oberin eines Privatlazarettes, die für ihre Verwundeten Nachmittags-Unterhaltungen veranstaltete, ihre Mitwirkung versprochen. Das war kein Opfer gewesen, o nein, hätte sie sich nur nicht bereuen lassen, das Lied zu singen, an das sie nur mit Unruhe und Pein denken konnte, und dessen reizende Melodie doch gerade als Wiedergabe von ihr gewünscht wurde, nämlich das Lied: „Lebe wohl, mein flandrisch Mädchen.“

Und doch, sie hatte ihr Versprechen gegeben und mußte es halten. Die Neue kam auch in diesem Falle, wie immer, zu spät.

Darum fort mit allen Gedanken, die das Herz nutzlos bebrüden und es zur Arbeit untüchtig machen. Auch der heutige Tag heischte Pflichten von ihr. Im Laufe des Vormittags wurden verschiedene Züge mit Verwundeten erwartet, die gelabt werden sollten. Sie hatte Bahnhofsdienst. Rasch beendete sie das Frühstück und sah nach der Uhr. Gottlob, sie hatte Zeit, konnte sich noch ein wenig in das Studium der Zeitung vertiefen, die wieder

etwas eingehender über die Kämpfe in Westlandern berichteten. Wie war das interessant.

Und als sie dabei auf die Worte stieß: Brügge, Zeebrügge, Ostende, Heyst, Knode, entrang sich ihrer Brust ein leichter Seufzer.

Ach, ihr waren ja nicht nur die Namen, wie augenblicklich jedem guten Deutschen vertraut, sie kannte ja die Orte aus eigener Anschauung. Hatte sie doch vor kaum zwei Jahren eine Fahrt ins belgische Land unternommen und an seiner Küste goldene Sommertage in fröhlicher Gesellschaft verlebt ...

Und nun? An jenen Stätten, an denen einst Kinder gejubelt, an denen frohe Menschen gescherzt und sich ihres Lebens gestreut hatten, da donnerten Geschütze, klangen die ehernen Stimmen der Kanonen, rangen Völker in erbitterter Wut miteinander, floß rotes Menschenblut in Strömen ...

Magda schauerte leicht zusammen ...

Damals, als sie in dem Seebade Heyst über die steingemauerten Dämme wanderte und über die blaue Unendlichkeit der See schaute, deren schaumgefrönte Wellen in ewig unruhvoller Bewegung an den Strand schlugen, da hatte niemand an den Krieg und seine Schrecken gedacht.

Sie war entzückt gewesen über die eigenartige Schönheit ihrer Umgebung und hatte diesem Gefühl in der Lebhaftigkeit ihres Naturells in etwas überschwenglichen Worten Ausdruck gegeben, so daß der stattliche Mann, der an ihrer Seite schritt, sie lächelnd anblinzelte.

Walter Wengler hieß er, war Baumeister, und da er in der Pension, in der sie wohnte, der einzige Deutsche war, hatten sich die Landsleute freundschaftlich aneinander angeschlossen.

„Sie lachen mich aus“, schmolte sie, vor seinen guten und klugen Augen die ihren senkend.

„Bewahre, bewahre“, erwiderte er. „Ich freue mich über Sie, weil ich mich des Gefühls entsinne, das mich überkam, als ich zum erstenmal das Meer erblickte. Man kenne ich die Küste genauer“, fuhr er fort, „habe mir aus dem Meere, diesem ewigen Jungbrunnen, immer von neuem Kraft und Erholung gesucht. Aber glauben Sie mir, die größte Freude für mich blieb die Erkenntnis, daß dieses Land Stätten einer Kultur birgt, die nicht allein wundervoll, sondern die zugleich so echt deutsch ist, daß jedem, der ein Auge dafür besitzt, das Herz förmlich aufgeht ...“

Und dann begann er zu erzählen: von Gent, von Brügge, von Antwerpen. Er kannte die Städte nicht nur oberflächlich, o nein, er wußte Bescheid in ihren Bauwerken, kannte ihre Rathäuser und Kirchen und in allen die Kunstwerke, die sie bargen, ob aus Bildern, Schnitzwerken oder Webereien bestehend, hatte er sich förmlich liebevoll vertieft. Mit einem Eifer, einem Feuer, den sie dem sonst so ruhigen Manne gar nicht zugetraut, schilderte er die eigenartige Schönheit des flämischen Stils.

Der eigentliche Charakter dieser Orte ist „deutsch“, schloß er seine Rede. „Mein Empfinden steht trauernd der Tatsache gegenüber, daß das herrliche Flandern dem Deutschtum verloren ist. Sehen Sie in meiner Heimat, der Provinz Brandenburg, gibt es in der Gegend der Stadt Jüterbog einen Landsrich, den man „den Fläming“ nennt. In diesen Dörfern zeichnete die weibliche Bevölkerung sich bis vor kurzem durch eine besondere Tracht aus, die besonders durch eine Haube gekennzeichnet ward, aus der ein Stoff hineingefältelt, gewissermaßen flügelartig weit über Schultern und Rücken der Trägerin hängt. In den Dörfern sitzen Nachkommen jener Flamländer, die einst Markgraf Albrecht der Bär ins Land rief, um ...“

Da unterbrach sie ihn. Abermütig lachend warf sie den Kopf in den Nacken und rief: „Sie lesen mir wohl ein Privatissimum über Geschichte. Fortsetzung: Abfall der Niederlande?“

Er zuckte die Achseln.

„Das wäre ein Thema, mit dem sich die Deutschen hin und wieder beschäftigen dürften — um daran zu lernen.“

„Nun, wie gelehrt!“ rief sie. „Das Einzige, was ich von Flandern weiß, sind ein paar Verse!“

Und da sie sich inzwischen von der Hauptpromenade entfernt hatten, sang sie das reizende Lied aus „Bar und Zimmermann“: „Lebe wohl, mein flandrisch Mädchen!“

Entzückt hörte er ihr zu, dann beugte er sich zu ihr nieder und fragte: „Sind Sie Künstlerin, mein Fräulein?“

„Ich wollte es werden“, entgegnete sie, „allein das Talent reichte nicht aus. Nun bin ich ...“

„Was?“

„Ich stehle dem lieben Gott den Tag ab.“

„Und befriedigt Sie das Leben, das Sie nach Ihrer Beschreibung führen?“

Sie zuckte die Achseln.

„Ach lassen Sie“, lachte sie, „heute wollen wir nicht philosophieren, ich will mich des Daseins freuen.“

Weiter plaudernd gingen sie weiter, den Strand entlang,

ließen sich, als sie an einen kleinen Wasserarm kamen, mittelst eines Bootes übersehen und gelangten nach Verlauf einer Stunde an das Ziel ihrer Wanderung, den Hafen von Zeebrügge.

Seite an Seite schritten sie über die riesige Mole, die zweitausendachthundert Meter lang und hiebzig Meter breit ins Wasser gebaut war. Der junge Baumeister erklärte die Anlage.

Ein Kanal führt von hier nach Brügge", sagte er. „Auf diese Weise ist der Ort direkt mit dem Meere verbunden. Sie müssen wissen, daß Brügge als Handelsplatz einst bedeutender war als Antwerpen“, fuhr er fort. „Die Stadt wollte ihren alten Ruhm zurückgewinnen, daher legte man den neuen Hafen an. Allein, er wird wenig von Schiffen besucht. Er brachte nicht den Verkehr, den man sich von ihm versprochen hatte. Vielleicht daß die Zukunft einst den gewünschten Wandel schafft ...“

Magda stand an der steinernen Brüstung, schaute über die blaue See vor ihnen, dann wanderten ihre Blicke den Weg zurück, den sie gekommen waren.

„Wie großartig ist dieser Bau“, rief sie bewundernd, „von dessen Existenz ich bisher keine Ahnung besaß. Man steht eben viel zu sehr in seinen vier Pfählen und weiß daher zu wenig von den gewaltigen Werken, in denen unsere vorgeschrittene Technik ihre Größe offenbart.“

„Nun, Sie gehören doch nicht zu denen, die in der Enge stecken geblieben sind“, meinte er.

„Ich?“ entgegnete sie. „Ach, ich kann nicht immer, wie ich möchte, aber ich spüre ihn wenigstens, den Pulsschlag der Zeit, die den Erdball in ihren Bereich zieht und so die Welt verbindet.“

Von Zeebrügge fuhren sie mit der kleinen Küstenbahn nach Ostende, statteten dem Kurhause und der Promenade, diesem Treffpunkt der eleganten, großen Welt aller Völker, einen Besuch ab und fuhren am Abend zurück nach Gent.

„Für eine junge Dame sind Sie sehr unternehmend“, meinte er.

„Ich muß“, entgegnete sie, „denken Sie, was werden sollte, wenn ich über meine Vereinsamung klagte, wenn ich jedem eingestände, wie bitter schwer ich ein eigenes Heim vermissen ...“

Auf diese Bemerkung hatte er sie angeschaut, wobei in die ernsten Augen ein stilles Leuchten gekommen war.

Wirklich, diesen Blick hatte sie nicht vergessen, ja neulich sogar noch davon geträumt ...

Magda ließ die Zeitung sinken, wieder eilten die Gedanken zurück in die Vergangenheit.

Jenem ersten Ausfluge mit ihm waren andere

gefolgt, und dann war ein Tag gekommen, so schön, so wunderbar, daß sie meinte, er bilde den Höhepunkt ihres Lebens ...

Sie lag in den mit Schilf und niedrigem Strauchwerk bewachsenen Sanddünen, hielt ein Buch, in dem sie nicht las, in der Hand und blickte in die Höhe, wo sich der Himmel wie ein Zelt aus weicher, blauer Seide spannte, an dem weiße Wolkentupfen standen. Da war plötzlich der junge Baumeister aufgetaucht. Er hatte ihre Spur aufgefunden und grub sich, ihr zu Füßen, in den weichen Sandboden ein. Ein paar neckende Worte flogen hin und her — dann verstummten beide. Undeutlich, geheimnisvoll klang aus weiter Ferne das Rauschen des Meeres.

Ein leiser Windhauch ging raschelnd über das Schilf. Sonst alles still. Im heiligen Schweigen der Natur hatte Walter Wengler den Mut zu seinem Geständnis gefunden: „Magda, ich liebe dich, willst du mein werden?“

Und dann hatte das Glück seine goldenen Flügel gebreitet und jene beiden mit sich geführt, mitten hinein in die lachenden Gefilde der Seligen ...

Aber ach, die hochgespannten Gefühle des jungen Paares hatte dann die Welt mit allerlei kleinen Nadelstichen verlegt, bis die Wunden größer und schwerer wurden. Darauf war das Gift der Eifersucht hineingetröpfelt.

Das Verhältnis der Liebenden war in der Pension nicht unbeachtet geblieben — ein paar müßige Zeugen begannen zu tuscheln — zu flüstern. Mißverständnisse blieben nicht aus. Wenglers Haltung war allzeit korrekt, doch Magda fühlte sich von seiner zur Schau getragenen Kälte bedrückt. Um ihre Empfindungen nicht zu zeigen, vertrieb sie sich die Zeit mit dem jungen Franzosen, der in ihrer Pension wohnte und mit dem sie abends Duette



Ein Schützengrabenidyll bei Reims.



Frau Dr. med. E. Reinecke, der erste weibliche Militärarzt in Deutschland. (Mit Text.)



Desinfektion der Kleider russischer Gefangener im Lager zu Guben. (Mit Text.)



Das Tempelhofer Feld wird Kartoffelfeld! (Mit Text.)

sang. Bengler aber nannte die Pieder, die eines deutschen Mädchens unwürdig seien, leichtfertig, frivol. Unerquickliche Aussprachen fanden statt, nach denen Magda weinte, es waren halb Tränen des Jorns, halb die der mißverstandenen Liebe. Da schlug die Abschiedsstunde. Der Baumeister, dessen Urlaub abgelaufen war, mußte heim.

Schriftlich erschien dann eine Verständigung des Paares noch weniger möglich, denn mündlich. Magdas Briefe enthielten Anklagen, auf die seinerseits so kurze Antworten erfolgten, daß diese Magdas Stolz empörten und so den völligen Bruch herbeiführten.

Doch als sie seinen kurzen Abschiedsbrief in Händen hielt, fand sie auf der Rückseite ein paar Worte mit Bleistift getipelt. Es waren die Anfangstrophien des Liedes, das sie einst gesungen hatte: „Lebewohl, mein flandrisch Mädchen!“

Sie aber hatte das Haupt geneigt und bitterlich geweint. — Magda wuschte sich mit der Hand leicht über die Stirn, wie um die Gedanken zu verscheuchen. Der feine Mund zitterte leicht. Großer Gott, warum sich in diese Zeit vertiefen. Jetzt handelte es sich um andere, viel größere Dinge, als um zerbrochenes Herzensglück. — Und doch, wenn sie auch damit abgeschlossen, hätte sie doch brennend gern um das Schicksal des Mannes gewußt, dem einst ihre besten Gefühle gehört hatten. Wo war er? Beilegte er überhaupt noch unter den Lebenden? Denn daß Walter Bengler damals, als der Krieg ausbrach, mit einer der Ersten gewesen, der hinausgezogen war, das Vaterland, an dem er mit ganzer Seele hing, zu schützen, verstand sich von selbst. Da schlug im Korridor eine Uhr. Das junge Mädchen erhob sich, legte ihr Schwesterngewand an, und begab sich auf den Bahnhof.



General Wand'huy,

der oft genannte Befehlshaber der französischen Truppen bei Opreu u. La Bassée.

Nachmittag war es, die grauen Flügel der Dämmerung strichen sanft über das Land.

Magda stand in ihrem Zimmer und nekte die pochenden Schläfe mit kühlem Wasser. Der Dienst war heute, da zwei Helferinnen gefehlt, besonders anstrengend gewesen. Und nun war soeben aus dem Lazarett telephonisch die Bitte eingelaufen, sie möge sich beeilen, da man in Rücksicht auf die Verwundeten den Beginn des Konzertes um eine Viertelstunde früher gelegt habe.

Als sie das Lazarett betrat, empfing sie die noch junge Frau Oberin mit allen Zeichen der Freude.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, meine Bitte war doch nicht allzu störend?“

Magda schüttelte den Kopf. „Bewahre, Frau Oberin. Ich komme sehr gut ohne Ruhepause aus, nur müssen Sie Nachsicht üben, wenn die Stimme nicht ganz so frisch klingt, wie sie sollte.“

Die Oberin lachte.

„Wenn das nötig sein sollte, gewiß“, meinte

sie. „Meine lieben Jungen freuen sich alle so herzlich auf die kommende Stunde, sie sind so rührend dankbar für jede Unterhaltung. Sie wissen ja auch, es ist mein Prinzip, jenen, die da draußen waren, die im Feld oft Furchtbares erlebt, Grauel aller Art gesehen haben, auch wieder freundliche Eindrücke zu verschaffen. Und es ist mir eine große Genugtuung, daß mein Bestreben Unterstützung findet...“

„Wie ist das Befinden Ihrer Pfleglinge?“ fragte Magda, Hut und Mantel ablegend.

„Danke, im ganzen recht gut“, kam die Antwort. „Auch ein blonder Reservemann, mein Sorgenkind, der zwei Tage hindurch so heftiges Wundfieber hatte, daß ich das Schlimmste befürchtete, hat sich so gut erholt, daß er sich heute sogar unter den Zuhörern befinden wird. In seinen Delirien erzählte er unaufhörlich von einem flandrischen Mädchen. Kommen Sie.“

Mit diesen Worten leitete sie Magda in den Saal, in dem sich die vortragenden Künstler versammelt hatten, darunter als Stern erster Größe ein Opernsänger, dessen Ruhm die ganze Stadt erfüllte.

Die junge Geigenspielerin, die mit dem Largo von Händel



Brigadier Josef Pilschly,

Kommandeur der polnischen Legionäre, die mit großer Tapferkeit auf Seiten der Oesterreicher gegen die Russen kämpften.



General d. Inf. Ewald v. Lochow.

(Mit Text.)



Ruhepause in einem deutschen Schützengraben bei Reims. Rechts Wohn- und Schlafraum.

die Vortragsfolge eröffnen sollte, betrat das Podium. Die Flügel-
tären des Saales öffneten sich, die Verwundeten traten ein.
Ein langer Zug war es. Der Erste, ein ganz junger Mann, fast
noch ein Knabe, hatte den Kopf mit einem Verband umwunden,
andere trugen den Arm oder die Hand in einer Binde. Einer,
o nein, es waren sogar mehrere, gingen auf Krücken. Auf den
Gesichtern all dieser Männer aber lag ein fast fröhlicher Zug.
Aus ihren Augen leuchtete der Widerchein des großen Erlebens
und vermischt mit diesem, doch auch noch etwas anderes. Erschien
es doch allen fast wie ein Wunder, daß sie sich noch des Lebens
freuen und seine Reize genießen konnten! Und so hatte das
Dasein erneuten Wert.

Magda war erschüttert. Tränen füllten ihre Augen, so daß
sie alles wie unter einem leichten Florschleier erblickte.

Als die ersten Töne des Largos verklungen waren, sang der
Opernsänger das Lied von Hindenburg: „Wer hält im fernen
Osten, an unserer Tür die Nacht.“

Jubelnder Beifall durchbrauste den Raum, wer die Hand
heben und rühren konnte, klatschte Beifall ...

Schließlich war die Reihe an Magda gekommen; sie erhob
sich und betrat das Podium.

Bei den ersten Tönen zitterte ihre Stimme ein wenig, aber sie
gewann schnell Festigkeit, sie wollte sich in dieser Versammlung
nicht schwach zeigen. Und je länger sie sang, je ruhiger ward sie, süß
und innig, voll und weich schwebten die Töne durch den Raum.
Als sie den letzten Vers anstimmte, fand sie es sogar unbegreiflich
von ihr, daß sie sich vor dieser Stunde geschränkt hatte. In
ruhiger Sicherheit wanderten ihre Augen durch den Saal ...

Plötzlich zuckte sie leicht zusammen, hatte sie doch unter den
Verwundeten einen blonden hochgewachsenen Mann erkannt,
der den Arm in einer Binde trug. Und nun machte es ihr sogar
etwas Anstrengung, ihr Lied zu beenden.

Und da, gerade als sie zurücktrat, stand der Blonde vor ihr.
Und siehe, sie hatte sich nicht geirrt! Er war es wirklich, den sie
unvermutet entdeckt hatte — Walter Wengler. Wortlos streckte
er ihr die Hände entgegen.

Mit einem leisen Aufschrei hielt sie diese fest. Gottlob, er
lebte, die Zeit, die große, grausame, hatte ihn nicht als ihr Opfer
gefordert.

Als er sah, wie ergriffen sie war, leitete er sie hinüber in die
stille Ecke, in der sie ihn vorher entdeckt hatte. Als der erste Sturm
der Gefühle vorübergebraust war, begann er zu erzählen. Er
war nach Ausbruch des Krieges nach Belgien gekommen. An
der flandrischen Küste hatte sein Regiment in blutigen Kämpfen
gegen Engländer und Franzosen gekämpft.

„Unter welchen Verhältnissen habe ich die Stätten wieder-
gesehen, an denen ich glücklich war“, sagte er. „Doch so Schlimmes
ich auch gesehen, eins ist sicher: Der furchtbare Ernst jener Stun-
den rüttelt die Gewissen der Menschen wach, läßt alles Kleinliche
von ihnen abfallen. Wir beide, Magda, wir taten bitter unrecht,
als wir uns unser Glück durch Mißverständnisse vergällen ließen.
Ich glaube, man muß erst dem Tode ins Auge gesehen haben,
um das Leben recht zu verstehen. Wie mir ist es vielen ergangen,
die einst unzufrieden an allen Ereignissen nörgelten. Wir sind
reif geworden — fürs Leben ...“

Die Oberin, die das Paar bemerkt hatte, trat zu ihnen.

„Sieh da“, meinte sie lächelnd, „die Herrschaften kennen sich
bereits und haben sich hier von neuem gefunden.“

„Für immer“, sagte Walter, Magdas Hand mit festem Druck
ergreifend.

Und als die kleine Unterhaltung beendet war, und Magda
nach Hause gehen wollte, flüsterte er ihr heimlich zu: „Lebe wohl,
mein flandrisch Mädchen!“

Dabei aber lächelten sie, denn sie wußten, daß diesem Abschied
das Wiedersehen folgen werde.

Das Gold der Ostsee.

Von Frau Professor Klara Finde. (Nachdruck verb.)

Wer im Sommer ein Ostseebad besuchte, der erinnert sich
wohl beim Anblick kleiner Bernsteinstücken, die er zur
Erinnerung in die Heimat mitnahm, daß das Meer nicht nur
des kühlen Bades wegen große Anziehungskraft auf ihn aus-
übte, sondern auch dieses „Goldes der Ostsee“ halber, das die
Wellen an den Strand spülten. Aber man wird es sich schwer
vergegenwärtigen, daß diese kleinen Bröckchen nur ganz be-
schränkte Proben der geradezu unermesslichen Schätze des fossilen
Harzes sind, das die Natur in großmütiger Gebelaine vor —
zweieinhalb Millionen Jahren schuf und das sie in den Schoß
der Ostsee und ihrer Küsten verlegte.

Die Abstammung vom Harz einer Konifere ist erst in neuerer
Zeit erkannt worden. Diese Baumart entstammt aber nicht dem

Walde des Samlandes, sondern sie stand im südlichen Schweden,
und ihr Harz wurde durch die Strömungen des Meeres in die
„blaue Erde“ — die einzige Lagerstätte des Bernsteins — getragen.
Diese Schicht gehörte nicht dem schwedischen Boden an, sondern
dem heutigen Ostseestrande, unterhalb dessen sie sich, meistens 40
Meter unter der Oberfläche und in der Ausdehnung von 6 Qua-
dratmeilen zwischen den Orten Rothern, Eranz, Rauschen, Palm-
niden u. a. hinzieht. Seinem geologischen Alter nach gehört der
Bernstein in die Tertiärformation als unterstes Glied. Durch
welche Kräfte sich das Fichtenharz zum Mineral umgewandelt
hat, konnte die wissenschaftliche Forschung noch nicht ergründen.

Der unerschöpflich scheinende Vorrat an Bernstein erklärt sich
durch das vieltausendjährige Bestehen der Fichtenwälder, auf
deren Boden das von unzähligen Baumgenerationen herrührende
Harz sich ansammelte, das aus den Stämmen getropft war und
das sich im Laufe der Zeit zu feinstartigen Klumpen verhärtet
hatte. Diese blieben erhalten, während die Bäume vermoderten.
Als eine Senkung des Bodens eintrat, spülte das Meer die letzten
Riesen des Waldes hinweg, während das Harz zum Teil mit den
Trümmern des verheerten Landes eine neue Erdschicht bildete,
die später, während der Eiszeit, durch Gletscherströme fort-
geschwemmt wurde. Bei der Umlagerung des Bodens, die zu
den alluvialen Bildungen führte, gelangten ungeheure Mengen
Bernstein auf den Grund unserer heutigen Ostsee. Von dort
heben oft heftige Stürme, die gegen die Küste gerichtet sind,
das Mineral empor und überschütten die Ufer mit diesem heiß
ersehnten Strandgut. In Fischhausen ist er besonders reich,
er beträgt oft in 3—4 Tagen den Wert von tausend Mark.

Einen fast ans Märchenhafte grenzenden Erfolg erreichte die
Gewinnung durch Baggerung vom Jahre 1861 an, und später
durch bergmännischen Abbau, welche Unternehmungen von der
Firma Stantien & Beder ins Leben gerufen wurden, und die
den klugen und weitschauenden Gründern ein Millionenvermögen
abwarfen. Beder, ursprünglich ein armer Hausierer, fand einst
am Kurischen Haff mehrere große Stücke Bernstein, die frei zu-
tage lagen. Er grub im Sande nach, und bald hatte er einen
kleinen Schatz von mehreren Pfunden beisammen. Sein Freund,
der Schiffer Stantien, dem er seine Entdeckung mitteilte, sagte
ihm, daß er beim Fischen im Haff auch oft Bernstein im Netz
gefunden habe. Beide ließen das Terrain durch Fachleute unter-
suchen, und nun gründeten sie mit den bescheidenen Spargroschen
Stantiens eine Bernsteinbaggerei und suchten von der Regie-
rung das Recht der Gewinnung nach, das bisher bisher allein
zustand. Die beiden Männer erbaten sich, die kostspielige Bagge-
rung der Fahrwasser nach dem Remeler Hafen, die dem Fiskus
große Summen gekostet hatte, auf eigene Rechnung auszuführen
und außerdem an den Staat für jeden Arbeitstag eine kleine
Pacht zu zahlen. Ihre Vorschläge wurden gebilligt, und nun
gedieh das Unternehmen und nahm immer größeren Aufschwung.
Eine ganze Flottille von Dampfern besuchte das Haff, ein Hafen
wurde angelegt, Maschinenwerkstätten, Arbeiterhäuser, in denen
1000 Menschen tätig waren, und Lageräume erstanden auf dem
bisher öden Ufer. Auch Taucher wurden angestellt, die in Groß-
Dürschlein und Brüstertort Bernstein vom Meeresgrund aufhoben.

Als diese Fundorte erschöpft waren, legte die Firma in Palm-
niden zuerst einen großartigen Tagebau und 1873 das Berg-
wert an. Der Ertrag erreicht täglich ca. 800 Kilogramm Bern-
stein — während die Ausbeute im Haffgrunde nur 200 Kilogramm
betrug —, wovon der Staat jährlich im ganzen 700 000 Mark
Pacht vereinnahmte, während er bisher durch Selbstverwaltung
des Regals jährlich nur 22 000 Mark erzielt hatte. Im Jahre
1899 übernahm der Staat das Bergwert für 9 Millionen Mark
und setzt den Betrieb in derselben Weise fort wie bisher.

Außerst fesselnd ist der Besuch des Bergwerks. Aus der Unter-
welt kommen die Karren mit blauer Erde empor, die sich fast
unförmlich anfühlt, und die zahllose, ansehnliche Bernstein-
stücke, durchschnittlich von Faustgröße, enthält. Sie gelangen in
rotierende Behälter und werden durch scharfen Sand und Wasser
von ihrer Verwitterungsrinde befreit, damit der Kern der Stücke
beim Verkauf beurteilt werden kann. So vorbereitet, kommt
das Mineral in die Sortierungssäle, wo es nach Größe, Form
und Farbe geordnet wird. Wer vermöchte als Laie die tausenderlei
Farbenschattierungen zu beurteilen, die weiß, gelb, braun und
grün umfassen, und gar die Vielgestaltigkeit der Form, die allein
der Sachverständige zu bewerten weiß! Es seien nur genannt:
„Fliesen“, „Platten“ — zu Rauchgegenständen und Schmuck-
sachen dienend —, ferner „Bodensteine“, zu Schnitzereien, „Bodel-
steine“, die zu psundschweren Halstetten verarbeitet, nach Zentral-
afrika gehen, und „runder Bernstein“, der allein 14 Handels-
sorten umfaßt. Die kleinsten Stücke, deren Wert um 1 Mark
pro Pfund beträgt, werden in Palmniden zu Bernsteinfirnis —
durch Destillation — verarbeitet. Die dabei erzeugten Neben-

produkte, die man durch weitere chemische Prozesse gewinnt, sind Bernsteinöl, Räucherpulver und Rosophonium. Als Martware ist der unter dem Namen „Ambroid“ bekannte Preßbernstein sehr beliebt. Er wird aus Abfällen hergestellt, die unter Luftabschluß bei 140—160 Grad biegsam wie Wachs werden. Alsdann preßt man die Masse unter hydraulischem Druck zusammen.

Besonders anziehend sind die im „schlaubigen“ Bernstein häufig vorkommenden Insekteneinschlüsse. Wir lernen dadurch gleichsam ein Pompeji der Insektenfauna kennen. Die zarten Geschöpfe der Vorzeit kommen heute in diesen Formen nicht mehr vor. Aber ihnen verwandte Arten existieren, deren Heimat Japan und Nordamerika ist. Keine Handhabe der Wissenschaft wäre imstande, die im Bernstein uns aufbewahrten gestügelter Tierschen auch nur für wenige Jahre zu erhalten. Und hier bieten sie uns im kristallinen Totenschrein einen so lebensvollen Anblick dar, als ob sie noch von Blatt zu Blatt, von Blume zu Blume im goldenen Licht des Daseins schwirren. Deutlich gewahrt man die zarten Antennen der Federmücken, die Aderung in den Flügeln der Motten, Wespen, Bienen, Fliegen. Auch Vogelfedern und Säugetierhaare finden sich unter den Einschlüssen, und pflanzliche Überreste, wie Blätter, Blüten und Früchte, zeigen uns, daß im Verein mit der Bernsteinfichte in den Wäldungen Kumpfer- und Lorbeerbäume, Taxusarten, Sabalpalmen und Araukarien gediehen. Haifischzähne und Knochenfragmente fossiler Tiere weisen gleichfalls auf ein Klima südlichen Charakters hin.

In der Niederlage des Rohbernsteins in Königsberg befindet sich auch ein Bernsteinmuseum, das Geheimrat Beder auf Veranlassung des hochverdienten ostpreussischen Gelehrten Dr. Alebs gründete. Es umfaßt 2000 Nummern und zeigt uns u. a. bizarr geformte Bernsteinstücke, die wie vom Kunstdrechsler bearbeitet erscheinen. Es sind „Tropfen“ von der Größe einer Nuss bis zu der eines Apfels, die sich nach oben zu einem dünnen Faden verjüngen, der, offenbar an einem Ast frei schwebend, die Last getragen hat. Auch gürtelartige Formen sehen wir dort, meistens in zwei Teilen. Sie umgaben einst in breitem Ringe den Stamm einer Bernsteinfichte, der, als der Baum vermoderte, sich erhielt. Bewundernswert sind auch Stücke ungewöhnlicher Größe, bis zu 5 Kilogramm, ferner röhrenförmige Gebilde, die deutlich zeigen, daß sie einst die Gabelung eines Astes umschlossen hielten. Bernsteinungen, die im Bergwerk gefunden wurden, weisen Krabben, Hummern, Seeigel, Schneden und Muscheln auf. Ein großes Stammstück der Bernsteinfichte ist von Bohrgängen der Termiten durchzogen und bildet unter dem Namen „der Bernsteinwald“ den größten Schatz der Sammlung.

Daß man schon vor ca. 3000 Jahren Schmuckachen aus dem fossilen Harz herstellte, zeigt uns eine Gruppe im Museum, die Perlen und Amulette aufweist. Man fand diese Gegenstände beim Ausbaggern im Kurischen Haff. Die Perlen haben konisch verjüngte Böcher und sind jedenfalls durch Feuersteinwerkzeuge hergestellt worden. Götzenbilder in Gestalt plumper Figuren und Amulette von Wohnplätzen aus der Steinzeit an den Küstenstrichen gehören offenbar derselben Periode an. Aber schon in frühester Zeit wurde „das Gold der Ostsee“ besonders bei den Völkern südlicher Himmelsstriche hochgeschätzt. Man fertigte Schmuck und Geräte, besonders Trinkgefäße, daraus. So fand Schliemann in Mykene — der ältesten Stätte griechischer Bildhauerkunst — in mehreren Gräbern 400 Bernsteinperlen und Weinbecher, und in Ancona enthielt eine uralte Grabstätte fast einen Zentner solcher Perlen von Hühnereigröße, Tiergestalten und Gefäßgestalten.

Mit Recht nennt A. v. Humboldt den Bernstein den Vater des deutschen Handels. Er bewirkte, daß die Kultur viel früher in die unwirtlichen Küstenstriche des Baltischen Meeres drang, als es sonst durch den allmählich von Süden nach Norden fortschreitenden Verkehr der Fall gewesen wäre. Jahrhundertlang dauerte die Handelsverbindung der Römer, und später der Araber, mit den Völkern Ostpreußens, die im Tauschhandel von einer Fülle römischer Kunstgegenstände in Gold, Silber und Glas, sowie arabischer Münzen und Filigrane überschüttet wurden, was die Araber im Samlande, die der damaligen Zeit angehörten, verraten.

Die Wertschätzung des Bernsteins hat viele Wandlungen erfahren. In vorhistorischer Zeit wurde er mit Gold aufgewogen. Am Ursprungsorte soll man damit, wenn die Sage recht berichtet,

zeitweise geheißt haben! Bei uns war er als Schmutz seit Jahrzehnten völlig aus der Mode gekommen und wurde nur in Großmutter's Schatzkästlein als Kuriosität hochgehalten. Die plumpe Form und die armselige Fassung, die meistens aus Messingdraht bestand, konnte dem jetzigen geläuterten Geschmack nicht genügen. Nun aber ist eine neue Ära für diese Schmutzindustrie angebrochen, die auf der Turiner Weltausstellung ihren glänzendsten Triumph feierte. Ein Danziger Künstler in seinem Fach, Hoffmüller Stumpf, zeigte in einer reichen Fülle blendend schöner Schmuckachen und Biergeräte das ausserlesenste Bernsteinmaterial, das durch diskrete Goldfassung mit Verwendung von Edelsteinen, wie Rubinen und Smaragden, und Halbedelsteinen, wie Amethysten, Türkisen und den milchig schimmernden indischen Mondsteinen, aufs glücklichste gehoben wird. Dem Ton des Grundmaterials entsprechend, war jeder Gegenstand individuell behandelt und zeugte von geläutertem Geschmack und feinem Stilgefühl. So bewunderte ich einen Handspiegel, dessen Rückseite aus einer tellergroßen Platte löslischen, honigfarbenen Bernsteins bestand; ferner Schirmgriffe mit Amethysten, Dosen mit Korallen geschmückt, Klingelgriffe und zahlreiche Gegenstände für den Toiletentisch, deren Besatz sogar für Fürstinnen begehrenswert erschien.

Wer, wie ich, vom Ostseestrande, der ehrwürdigen, alten Stadt Danzig, stammt, freut sich, daß das heimische Material, von dem man lange Zeit nichts wissen wollte, und zwar in West- und Ostpreußen am allerwenigsten, in der Gegenwart eine fröhliche Auferstehung feiert!

Bezirgsbild.



Wo ist die Orientalin?

Der erste weibliche Bürgermeister.

Im Jahr 1818 war in Lemgo in Lippe-Deilmold das Ehrenamt eines Bürgermeisters zu besetzen. Der Gemeinderat wählte die Fürstin Pauline von Lippe-Deilmold, welche sich der größten Beliebtheit im Lande erfreute und wirklich für das Amt eines Bürgermeisters die nötigen Eigenschaften mitbrachte. Eine Deputation der Bürgerschaft ward zur Fürstin gesandt, um ihr den Beschluß des Gemeinderats mitzuteilen und sie zu bitten, das Amt eines Bürgermeisters zu übernehmen. Die Fürstin wandte zuerst lächelnd ein, daß bisher doch nur Männer für derartige Ämter geeignet erschienen, und daß die Bürgerschaft gut daran täte, auch in diesem Falle einen Mann zur Leitung der Stadtgeschäfte zu wählen. Die Deputation erklärte, daß sie sich selbst schon früher diese Frage vorgelegt hätten. Das bisherige Wirken der Fürstin sei aber derartig von Erfolg gewesen, daß niemand so gut wie sie für die Verwaltung ihres Gemeindefens sich eignen würde. Daraufhin nahm die Fürstin das Amt an und versprach, nach bestem Können ihre Aufgabe zu erfüllen. Fürstin Pauline war an dem Tage, als sie zum ersten weiblichen Bürgermeister der Welt gewählt wurde, neunundvierzig Jahre alt, da sie am 23. Februar 1769 geboren wurde. Sie war die Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg und der Herzogin von Holstein-Plön. Sie gehört somit zu der Verwandtschaft des deutschen Kaisers Wilhelm II. Am 2. Januar 1796 heiratete sie den Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold zu Lippe-Deilmold. Sechs Jahre später wurde ihr Gemahl ihr durch den Tod entzogen, so daß sie in jungen Jahren zur Herrscherin des Landes wurde. Sie übernahm nämlich für ihren Sohn die Vormundschaft über die Regierung. Als Bürgermeisterin leistete sie tatsächlich außerordentlich viel und kann noch heute manchem männlichen Bürgermeister als Vorbild dienen. Sie errichtete ein Krankenhaus, eine Gewerbeschule, eine Irrenanstalt, ein Waisenhaus, Armenhäuser, und ordnete die Begeverhältnisse, schaffte gesunde Wohnungen, sorgte für das Trinkwasserwesen und tat in sozialer Hinsicht alles, was man von einem tüchtigen Bürgermeister verlangen kann. Im Jahre 1820 legte sie alle ihre Regierungsgeschäfte nieder und übergab auch das Amt eines Bürgermeisters wieder einem männlichen Nachfolger, nachdem sie noch vorher die Schulden der Stadt fast gänzlich getilgt hatte. Die Stadtverwaltung stiftete ihr ein Erinnerungsbuch, in welchem alle Verdienste der Fürstin getreulich aufgezeichnet waren. So endete die Wirksamkeit des ersten weiblichen Bürgermeisters, den die Welt jemals gesehen hatte. Auch damals erregte diese eigenartige Berufung einer Fürstin zur Leitung eines Stadtwesens viel Aufsehen. Der Erfolg gab aber den Bewohnern von Lemgo recht. T.

General Mehmed Schütri-Pascha, der Oberbefehlshaber der im Kaukasus operierenden türkischen Streitkräfte, ist einer der vollständigsten Offiziere der osmanischen Armee. Aller Welt bekannt geworden ist er durch die heldenmütige Verteidigung der Festung Adrianopel, als deren Kommandant er fast ein halbes Jahr lang dem Ansturm der Bulgaren Trost bot. Schütri-Pascha, der aus Erzerum stammt, steht jetzt im Alter von ungefähr 60 Jahren und hat seinerzeit in Deutschland eine vorzügliche artilleristische Ausbildung genossen. Er hat dann nacheinander verschiedene wichtige Führer- und Inspektorstellen in der türkischen Armee bekleidet, u. a. diejenige eines Kommandeurs im Dardanellenbezirk, und sich dabei stets durch seine Energie und seinen ernstlichen Schaffensdrang ausgezeichnet.

Der erste weibliche Militärarzt in Deutschland. Von der preussischen Heeresverwaltung wurde zum erstenmal eine Frau als Lazarettarzt eingestellt; es ist dies Frau Dr. med. E. Reimide, die als Stationsarzt in einem rheinischen Reserve-Lazarett tätig ist. Als Militärarzt ist sie Vorgesetzte der Mannschaften, die ihr die militärischen Ehrenbezeichnungen erweisen.

Desinfektion der Kleider russischer Gefangener im Lager zu Guben. Im südöstlichen Teile der Provinz Brandenburg befinden sich u. a. in der Nähe von Krossen und Guben große Gefangenenlager, in denen viele Tausende kriegsgefangener Russen untergebracht sind. Diese Lager bilden richtige kleine Städte mit Straßen und freien Plätzen, bei denen geräumige Holzbaracken die Stelle der Häuser vertreten. Auch Post, Krankenbaracken, Desinfektionsanstalten, Küchengebäude und ähnliche besonderen Zwecken dienende Baulichkeiten sind vorhanden. In den Lazaretten und der Lagerapotheke arbeiten gefangene russische Ärzte und Apotheker unter der Leitung deutscher Stabsärzte und Militärapotheker. Die Wohnbaracken sind durchweg hoch und luftig, auch leicht heizbar und gut ventiliert.

Das Tempelhofer Feld wird Kartoffelland. Das Tempelhofer Feld, die Stätte glänzender Paraden, wird in Kulturland umgewandelt. Man will in dieser schweren Zeit das große Gelände nicht nutzlos liegen lassen und bearbeitet jetzt den Boden, der im Sommer Kartoffeln aufnehmen soll. In gleicher Weise sollen in Berlin alle freistehenden Bauländer in Kartoffelfelder umgewandelt werden. Unser Bild zeigt den vierfach pflügenden Motorpflug in Tätigkeit.

General der Inf. Erwald v. Lochow, der Sieger bei Soissons, wurde vom Kaiser durch Verleihung eines hohen Ordens ausgezeichnet. Er steht an der Spitze des 3. Armeekorps, dessen Kämpfer die Franzosen durch einen heldenmütigen durchgeführten Angriff von Euffies bis Crouy über die Aisne nach Soissons zurückwarfen und dem Feind schwere Verluste beibrachten. General v. Lochow steht im 60. Lebensjahr.

Allerlei

Stoffenzer eines Chemannes. „So unglücklich verteilt ist es auf der Welt: Ich habe den Geist und meine Frau das Mundwerk; ich kann nie recht sagen, was ich weiß, und meine Frau weiß nie recht, was sie sagt.“

Kleiner Irrtum. Ein Berliner kommt nach Dresden und passiert den Karren eines „fliegenden“ Wäders. „Heeße Beimchen!“ ruft mit einer höflichen Verbeugung der Sachse. „Sehr annehm.“ erwiderte der Berliner — „Id heeße Lehmann!“

Franz List, der berühmte Pianist, suchte eines Tages in einem Badeort eine Wohnung, um einige Wochen ungestört der Ruhe pflegen zu können. Der Hausmeister, der List durch die Räumlichkeiten der Wohnung führte, fragte den Künstler nach erfolgtem Mietsabschluss: „Was ist, bitte, Ihr Beruf?“ „Ich bin Pianist“, lautete des Künstlers schlichte Antwort. „Ach, mein Herr“, jagte glückstrahlend der biedere Hausmeister, „das ist ja prächtig. Ich spiele nämlich die Klarinette, und so würde es mir sehr lieb sein, wenn wir in meiner Freizeit öfters zusammen musizieren könnten.“ A. M.

Wie viele Wassermengen bringt ein harter Regenschauer? Bei einem heftigen Platzregen, wobei Straßen und Plätze unter Wasser stehen, glaubt man, daß enorme Wassermengen hierbei auf die Erde gelangt sind. Als im Jahre 1845 im Harz, zwischen Veruigerode und Elbingerode, die größte bisher beobachtete Wassermenge bei einem Wolkenbruch herabfiel, betrug die Wasserhöhe nicht mehr als 9 Zoll. Alle anderen gewaltigen Regengüsse in Deutschland erreichten keine höhere Wassermenge als 5 Zoll. In den Tropen sind die Gewitterregen so gewaltig, daß hierbei 200—250 mm Regen herabfallen. Die größte Regenmenge fiel bei einem Taifun in Japan nieder in einer Höhe von 1½ Fuß, bei dieser hierdurch entstandenen Überschwemmung kamen über 1500 Menschen um. In Ostindien fiel an einem Tage ein Wolkenbruch nieder, dessen Wasserhöhe 2¼ Fuß erreichte. Eine größere

Wassermenge ist bisher noch nicht beobachtet worden. Sie wird in ihrem Umfang erst dadurch richtig bewertet, daß sie einer Wassermenge von 54 Millionen Kubikmetern entspricht, mit einem Gewicht von 1080 Millionen Zentnern. Um eine solche gewaltige Gewichtsmenge fortzuschaffen, würde man 200000 Eisenbahnzüge brauchen. A. M.

Gemeinnütziges

Schokoladenuppe. Man kocht aus Hafermehl und halb Milch, halb Wasser eine jähige Suppe, kühlt und salzt sie und gibt einige Löffel bitteren Kakao hinzu. Man reicht keine geröstete Semmelwürfel zur Suppe.

Alfenbeingegenstände werden am besten mit lauem Wasser und grüner Seife und einer weichen Bürste oder einem Flanellappen abgerieben. Man trocknet sie gründlich ab und braucht dann kein Mittel zum Nachputzen anzuwenden.

Ein für Säuregefäße passender Kitt besteht aus gleichen Teilen Asbest und feinem Sand. Diese Mischung wird mit Wasserglas zu einem heißen Brei angerührt, der an der Luft bald erhärtet.

Unregelmäßige Fütterung macht die Tauben faul. Auch bei zuviel Futter werden die Tiere flugträge. Es ist besser, sie mit einer geringen Menge auf das Dach zu locken und erst nach tüchtigem Fluge das volle Mahl zu geben.

Solange noch kaltes Wetter anhält, ist etwas angewärmtes oder überschlagenes Trinkwasser für das Geflügel unerlässlich. Kaltes Wasser vermindert die Vegetätigkeit ganz erheblich.

Petersilienwurzeln erzieht man zu möglicher Größe, wenn der Samen recht frühzeitig, etwa im März ausgesät wird. Er liegt lange in der Erde, ehe er keimt, auch wächst die Pflanze nur langsam. Später dünnt man die Pflänzchen aus, damit sie nicht zu dicht stehen.

Das Abhärten ist für alle Pflanzen, die in den nächsten Wochen ins Freie gepflanzt werden, unbedingt erforderlich. Von Tag zu Tag wird etwas mehr Luft gegeben, in den letzten Tagen werden die Fenster vollständig entfernt.

Der Same der Stachwieweln wird gleichmäßig dicht ausgestreut, flach eingehackt und festgetreten. Bis etwa August läßt man die Zwiebeln wachsen, um sie dann bei trockenem Wetter auszuheben. Auf ein Beet von 5 Meter Länge und 1 Meter Breite benötigt man circa 100—120 Gramm Samen.

Homonym.

Ich wet! mit dir,
Stieh! ich vor dir,
So wird es dir behagen;
Doch rat! ich dir,
Stieh! nicht vor mir,
Sonst geht's dir an den Kragen
Fr. Guggenberger.

Quadraträtsel.

A	A	A	A
D	E	E	M
M	M	M	N
O	O	S	S

Die Buchstaben in vorstehendem Quadrat sind so zu umstellen, daß in den einzelnen entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

- 1) Mutter.
- 2) Prophet des alten Testaments.
- 3) Augenblicklich herrschende Lebensformen.
- 4) Wettergeschlechte in der nordischen Mythologie.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonym: Alster. — Des Logogriphs: Verste, Värde.
Des Bilderrätsels: Aeneas, Abier, Lelling, Indigo, Zeppelin, Indien, Ente, Napoleon. — Galizien-Algonnen.

Alle Rechte vorbehalten.